

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 11 (1935)
Heft: 39

Artikel: Tour de Suisse [Fortsetzung]
Autor: Donati, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-755469>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

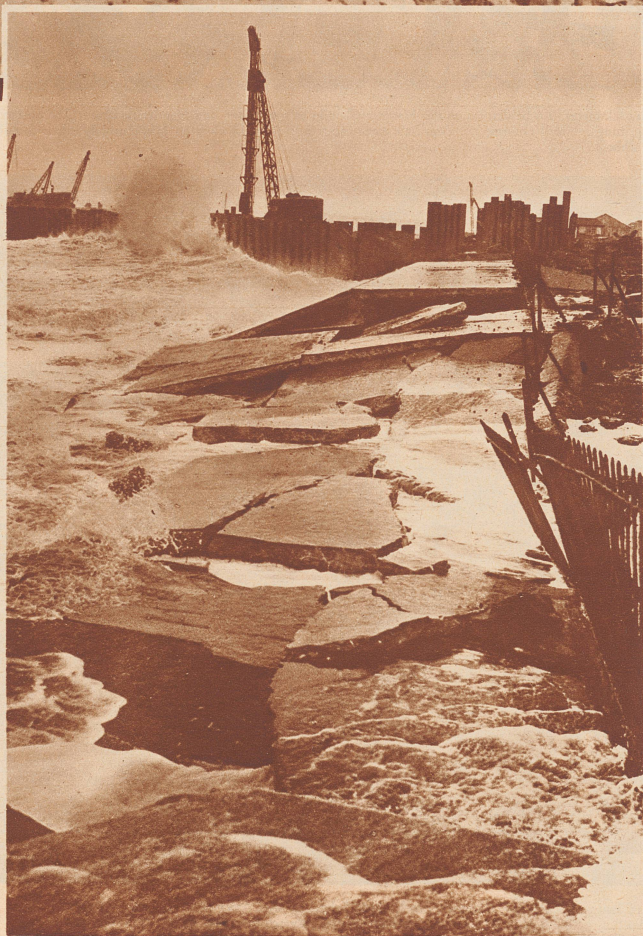
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Orkan über dem Aermelkanal

Ein ungewöhnlich heftiger Orkan hat während zwei Tagen über dem Kanal gewütet und großen Schaden an der Südküste Englands angerichtet. Am schlimmsten wurden die Orte Brighton, Portland und Swanage betroffen. Die Kanalschifffahrt und der Flugverkehr England-Kontinent waren arg behindert. — Bild: Die vom Sturm zerstörte Strandpromenade von Harrison.

Wirbelsturm über Florida

Eine furchtbare Orkankatastrophe hat am 3. September den südlichen Teil der Halbinsel Florida heimgesucht. Bilanz, aufgestellt nach dem Disaster: 700 Todesopfer und rund 100 Millionen Dollar Gebäudeschaden. Unter den Todesopfern befanden sich 75 ehemalige Kriegsteilnehmer, die in einem Arbeitslager untergebracht waren. An dem betreffenden Ort war die Gewalt des Sturmes so mächtig, daß die Baracken buchstäblich vom Erdboden weggehoben, durch die Luft geschleudert und 80 Meter weit entfernt zertrümmert wurden. Von ihren Insassen waren alle tot. Um den Ausbruch einer Seuche in dem heißen Lande zu verhindern, wurden die Leichen verbrannt. Unser Bild zeigt die Kremation im Freien von 46 beim Tornado umgekommenen Kriegsveteranen.



Der italienische Tropenspezialist

Prof. Aldo Castellani, ein angesehener Spezialist für Tropenkrankheiten, ist von Mussolini zum Gesundheitskommissär für Eritrea und Italienisch-Somaliland ernannt worden. Er hat sein Amt bereits angetreten und arbeitet in einem auf Befehl Mussolinis erstellten neuen, mit dem nötigen wissenschaftlichen Rüstzeug wohlversesehenen Laboratorium.



† Jules Cambon

langjähriger französischer Botschafter zu kritischer Zeit in Berlin, dann Generalsekretär im Ministerium des Auswärtigen und Mitglied der französischen Akademie, starb 90 Jahre alt in Vevey.

Berichtigung. Die in unserer Nr. 29 vom 19. Juli 1935 erschienene bemerkenswerte Aufnahme von der Rhoneüberschwemmung bei Sitten stammt nicht, wie damals irrtümlicherweise vermerkt war, von Walter Müller, sondern wurde von Herrn Photograph Schmid in Sitten hergestellt.

"Tour de Suisse"



ROMAN VON
ALFRED DONATI

Fünfte Fortsetzung

Copyright 1935 by Morgarten-Verlag, Zürich

«Mais, mon vieux», murmelte er, «tout ça, c'est une erreur...»

Er stürzte aus unendlichen Höhen.

«Gott weiß, wer Sie sind, machen Sie doch, was Sie wollen, nennen Sie mich aber nicht 'alter Junge' und lassen Sie mich in Frieden...»

Bums, da schlug er auf der Erde auf.

Das heißt, ich hatte im Eifer mein Glas vom Tisch gefegt und nun lag es zerschmettert auf dem Pavimento. Aber ich verwechselte das miteinander und bildete mir wahrhaftig ein, er läge da in tausend Splittern mir zu Füßen.

«Sie irren sich», sagte er, und ich dachte schon, er hätte meine Gedanken erraten, «Sie irren sich. Es ist etwas anderes. Sie können es ja nicht wissen, aber Fiore und ich...»

Er unterbrach sich.

Wieder sah er mich mit demselben irren, geheimnisvollen Blick an, der mich schon in Davos so merkwürdig berührt hatte. Dann lachte er leise...

«Ah, ich kann Sie ja verstehen... natürlich, wie könnte es anders sein? Es kommt eben über einen, alter Junge... ganz plötzlich, man kann es nicht wissen, es kommt zu rasch... sagte Ihnen doch, ich hätte es nie für möglich gehalten...»

Mein Gott, war er ganz verrückt geworden?

Oder war ich verrückt?

«Ich kann Ihnen alles sagen», schoß er wieder los, «Sie erfahren es ja doch, Fiore und ich...»

«Dewalter, es tut mir leid...»

«Nein, nein, schon gut... Sie irren sich... aber ich werde das Rennen gewinnen...»

Nun wußte ich schon gar nicht mehr, was er wollte.

«Fiore und ich...», setzte er noch einmal hartnäckig an und nun durchbohrte er mich förmlich mit seinen Blicken, als ob von mir das Heil seiner Seele abhinge, «... wir wollen nach dem Rennen...»

Er sprach es nicht aus.

Ach, ich hatte ihn doch aus allen Himmeln gestürzt. Wieder war er der aufgewühlte, bis ins tiefste Innere zerrissene Junge. Er drehte langsam den Kopf in die Richtung, in der der weiße La Salle verschwunden war und startete hilfeleidend in die feuchte Dunkelheit.

«Ich gewinne doch das Rennen», hörte ich ihn nach einer Weile leise sagen. Es war schwarze Magie, was er da trieb.

«Ich gewinne es, ich weiß es seit heute früh...»

Er wendete sich mir wieder zu.

«Sie müssen doch selbst zugeben, 28,4 Minuten, das ist schon etwas...»

Schrecklich, wie verquält er lächelte.

«Hören Sie, Dewalter», sagte ich, «ich muß jetzt gehen. Und Sie auch. Ich glaube es Ihnen ja gern, es freut mich für Sie...»

Ich stand schon neben ihm, warf ein Geldstück auf den Tisch und fischte meinen zerquetschten Hut aus dem Korbstuhl. Dewalter rührte sich nicht.

«Sie müssen doch selbst einsehen», sagte ich und fühlte, daß ich ihn sehr gern hatte, daß man ihm helfen mußte, daß ich etwas an ihm gutzumachen hatte, «Sie müssen einfach einsehen, daß das so nicht weitergehen kann. Morgen, die Tour, wissen Sie...»

«Ah, mon vieux...» Er schüttelte nur den Kopf.

«Gewiß, gewiß, aber ich muß jetzt auch gehen, ich muß ausschlafen, gute Nacht, Dewalter...»

Ich konnte einfach nicht mehr.

Er sah es wohl. «Gute Nacht», sagte er leise und blieb sitzen.

Aber ich ging nun wirklich.

Mein Gott, dachte ich entsetzt, er kann doch nicht glauben, daß das gut ausgeht? Er ist doch ein Mann von über dreißig Jahren. Er muß doch die Frauen kennen...

Dann ging ich unter den tropfenden Bäumen am See entlang nach dem Paradies. Ich lief hastig, als ob alle Teufel hinter mir her wären.

Und so war es, alle Teufel waren los in dieser Nacht. Trotz aller Müdigkeit konnte ich nicht einschlafen und auch Fiore schlief noch nicht.

Leise klangen ihre Schritte durch das offene Fenster. Sie ging einen weiten, weiten Weg in dieser Nacht, und als ich dachte, sie schlief und mich aus dem Fenster lehnte, sah ich sie auf ihrem Balkon.

Eine schlanke, dunkle Gestalt, verloren zwischen Himmel und Erde, in feuchter Dunkelheit. Ihre Zigarette warf ein schwaches, rotes Licht auf ihr Gesicht.

Sie sah mich nicht. Sie starrte in die Finsternis, und ich konnte ihren rätselhaften Ausdruck nicht deuten.

Zehntes Kapitel:

Die gelben Mäntel

Der Sommer war nicht mehr.

Mit Blitz und Donner hatte man ihn umgebracht und die Mörder waren über alle Berge. Noch trauten sie sich nicht zurück an den Schauplatz ihrer Untat. Noch lauerten sie hinter grauen Wolken, tausend Meter über den Tälern, wo der schöne Leichnam lag, unter gelbem Mais, unter goldnem Wein, beinahe noch anzuschauen, als ob er am Leben wäre.

Ha, die Sommermörder!

Sie tanzten freche Wirbeltänze vom Mont Blanc zur Bernina. Blitzschnell, bei Sturm und Regen, unversehens über Nacht, waren sie das Rhonetal hinaufgestaust. Mit einem kühnen Satz, alles im Hundertkilometertempo, waren sie ins Rheintal gesprungen, und ehe es Morgen wurde, hatten sie sich hoch oben in den Bergen verschantzt. Bis zum Sonnenaufgang warteten sie ab, ob sie's wagen könnten, weiter zu marschieren.

Dann sahen sie, so weit das Auge reichte, waren ihre Leute. Im Norden stand das Gros, vom Dent du Midi bis zum Piz Sol in grauen Waffen starrend. Ein zweites Armeekorps beherrschte den Jura und überall wurde die Parole ausgegeben: Es werde Herbst! Noch an diesem Tage sollten Schwarzwald und Vogesen fallen, hatte man den Norden sicher, kam der Süden dran. Dort genügte es vorläufig, starke Besatzungen auf den höchsten Gipfeln zu lassen. Die waren mit Regenpeitschen und Schneeschleudern ausgerüstet und hielten bärbeißige Reden, vor denen sogar die Steinmänner auf ihren Gipfeln erschrakten. Vom Lucendro und Lukmanier äugten sie scharf nach dem Süden und grollten, daß noch nicht die ganze Welt in der Hand des Herbstes war.

Was war das?

Rebellierten die winzigen Menschen gegen die Himmelsmächte?

Verschworen sich die schwarzen Zwerge in den kleinen Dörfern und Städten der Täler des Südens? Was strömten sie in Scharen auf die Straßen und was war das für ein tollkühner Vortrupp, der sich durch die Leventina bergwärts wagte?

Dreißig, vierzig Männer in dünnen gelben Oeltuchmäntelchen, auf zerbrechlichen Maschinenten, wollten den Gotthard stürmen?

Ueber den Ceneri waren sie gekommen, gegen Mittag, als es nur ein wenig nieselte. Schnell wie die Vögel waren sie in die grüne Ebene geglitten. Ueberall von freudigen Zurufen angefeuert, hatten sie von Bellinzona bis Biasca einen frechen Anlauf genommen, nun kletterten sie hinter Giornico über die erste Talstufe.

Die Vorposten der Herbstgewalten wurden unruhig.

War der Herbst nicht eigentlich die Zeit, da die Männer des Südens außer Landes gingen, weil das Land sie nicht ernähren konnte? War es nicht seit altersher Brauch, daß nur Frauen und Kinder, Kranke und Greise in den Tälern der Calanca und der Maggia, der Moesa und der Verzasca bleiben durften, wenn der Herbst gekommen war? Die Männer mußten in den großen Städten des Kontinentes schaffen. Als Allerweltschaffler, als Handwerker und Arbeiter, hinter Maronibratern und mit schweren Traggestellen auf den Rücken, «Vetri, vetri!» schreiend, laut und durchdringend, wie sie's gewohnt waren, in ihren engen, von den Flüssen dröhnenden Tälern, wenn sie die Ziegen lockten. Man kannte die Tessiner in der ganzen Welt. Sie kamen mit dem Herbst. Und die Vorposten des Herbstes hielten Rat.

Sollte man die frechen Eindringlinge mit Kälteschauern zermürben? Sollte man sie mit Regen peitschen, mit Schnee erschrecken? Wie wäre es, wenn man ihnen in den steilen Kehren über Airolo einen pfeifenden Wind entgegenschickte, erst mit Regen, auf der Höhe gar mit Schnee gemischt?

Ohoh! Jetzt war noch nicht viel zu machen, auf Zweitausendeinhundertzwölf würde man sie aber kriegen.

«Hütet euch, ihr flinken Zwerge in den gelben Kautschukmäntelchen, wir wollen euch lehren, was es heißt, bei Wettersturz zu Herbstbeginn über den Gotthard zu wollen!» grollten sie und warfen den Steinmännern auf ihren Hochsitzen nasse, weiße Flocken ins Gesicht.

Ach, die kühnen Männer in den gelben Oeltuchmäntelchen wollten nicht nur über den Gotthard.

Das war nur der Weg eines Tages, und fünf Tage noch mußten sie sich auf ihren leichten Maschinen halten. Gegen Wind und Wetter mußten sie rennen. Ueber den Brünig, über den Col du Pillon, über die höchsten Punkte des Jura sollten sie klettern, und wer da noch nicht zermürbt war, konnte immer noch an den giftigen, kleinen Stichen der letzten Etappen draufgehen.

Es war eben keine Kleinigkeit, die Tour de Suisse mitfahren zu wollen, und sie wußten es. Sie wußten, was ihnen bevorstand, als sie beim Start in Lugano ihre gelben Oeltuchmäntel anlegten. Heiß war's darunter, der Körper kochte in seinen Dünsten, aber es mußte sein. Alle haften die gelben Mäntel, keiner wagte es, ohne sie zu fahren.

Denn viel schlimmer als die stickige Hitze, als das Judken und Brennen des Schweißes waren Kälte und Regen. Wehe, wenn sie an den ungeschützten Leib herankamen, wehe, wenn die Nässe die Trikots durchdrang, die Haut durchfeuchtete, mit Kälteschauern und Schüttelfrost Magen und Lungen angriff.

Bergauf lief man heiß. Wie eine Maschine, der man zu viel zumutet, kochte man. Bergauf arbeiteten die Muskeln. Die Beine traten zu, die Arme zogen, der ganze



Aufnahme Morini



Aufnahme Staub

Diesmal nicht in Afrika

Im ganzen schwarzen Erdteil und in vielen Gegenden des Orients sowie bei den Indianern Südamerikas kennt man keine Kinderwagen. Der Rücken der Mutter allein ist der Aufenthaltsort der Säuglinge auf dem Spaziergang, auf der Reise u. s. w., oft bis sie 3-4 Jahre alt sind. Im Senegal und im Sudan kann man Negerfrauen beobachten, die zwei Kinder auf dem Rücken tragen und sie selbst zu schwerer Arbeit in der Pflanzung nicht ablegen. Auch bei uns scheint diese Art des Kindertragens jetzt Mode zu werden. Mitten in der Stadt Zürich und auf dem Wege zum Uetliberg trifft man Mütter und Väter, die ihre Sprößlinge beim Ausgang auf dem Rücken tragen.

Körper tanzte in den Pedalen und das Blut trug in seinem kochenden Strom die letzten Kraftreserven in die Kampfzonen.

Aber in der Abfahrt, wenn man Hunderte und aber Hunderte von Meter zu Tal sauste, war man mit der Maschine starr verwachsen, ein einziger Körper, der nur winzige Balancebewegungen machen durfte. Bergab arbeiteten die Nerven. Nicht nur, daß man bei der Abfahrt ganz anders aufpassen mußte. Nein, derselbe Körper, der eben noch die letzten Kräfte hatte hergeben müssen, um gelenkig und kraftvoll zu spielen, mußte jetzt erstarren. Unbeweglich mit dem Sattel verwachsen, Hände, Arme, Schultern ein Stück mit dem vibrierenden Lenker, so mußte der Sturzflug überstanden werden.

Wer da Nässe und Kälte spürte, war verloren. Nur die gelben Oeltuchmäntel konnten einen vor dem Schlimmsten retten. Es ging nicht ohne sie.

Die gelben Oeltuchmäntel waren die einzige Waffe, mit der sich die Fahrer gegen den Wettersturz verteidigen konnten. Fünf Tage lang fuhren sie in Regen und Wind um die Wette durch das Land, jeden Tag zweihundert Kilometer und noch mehr, es war nicht auszuweichen, daß sie das aushalten konnten.

Ich sah sie in der Leventina.

Da waren sie noch fröhlich. Sie hofften, der Norden würde hell sein. Es rollte gut, ein schönes, geschlossenes Feld war beisammen. Dann kam die erste Talstufe, die erste Zerreißprobe. Sie überstanden sie, nur wenige fielen ab. Aber fröhlich waren sie nicht mehr.

Sie waren auf alles gefaßt.

Der Regen wurde stärker. Tiefer wagten sich die Wolken, der Nebel trieb in Fetzen um den Campanile von Faido, und bei der zweiten Talstufe gab's kein Feld mehr. Jeder fuhr so gut er konnte, keiner wußte mehr genau, wo er war. Die Fahrer wurden nervös, die Straßen waren gefährlich durchnäßt.

Kein Gedanke, die Marschtafel einzuhalten. Hatte man sie in den beiden ersten Tagen überannt, konnte man sie jetzt beim besten Willen nicht mehr erreichen.

Grau war die Welt geworden, der Regen und die Kälte machten hungrig, und bei der Verpflegungs-

kontrolle in Airolo gab es einen wilden Kampf an den Tischen.

Es war die letzte Gelegenheit, ein bißchen Kraft für die große Parforceetour über den Gotthard zu sammeln und doch gönnte man sich kaum eine Minute Rast. Man sah finstere Gesichter. Alle waren besorgt, wie sie es überstehen würden. Sie hatten Angst und waren darum dankbar wie die Kinder, daß man ihnen Mut zuschrie.

Nicht nur die Jungen, die Unerprobten, die Kommenden. Die großen Cracks, die Arrivierten, die wahren Giganten der Landstraße zitterten vor dem Berge und man mußte ihnen Courage machen.

Zweitausendeinhundertundzwölf Meter hoch sollten sie sich schleppen, es gab kein Zurück. Vorwärts, Fahrer! Sursum corda!

Stundenlang, ehe sie kamen, waren Camions und Autos den Gotthard hinaufgerollt. Tausende standen in den Kehren von Airolo bis zum Hospiz. Die Fortwächter und die Gotthardbesatzung, wetterharte Männer, die es gern auf sich genommen hatten, die Absperrung zu besorgen, hatten alle Hände voll zu tun, um die Menge in Schach zu halten, und als die Spitzengruppe kam, fürchteten sie doch, die Mühe sei vergebens gewesen.

Die Leute waren außer sich vor Begeisterung.

Nach stundenlangem Warten hatte man endlich ganz tief unten in den ersten Kehren die ersten Fahrer entdeckt, eine kleine, gelbe Gruppe. Immer wieder, wenn der dunkle Nebel zerriß und den Blick freigab, waren die gelben Punkte ein bißchen weiter oben, aber auch die besten Feldstecher konnten nur unterscheiden, daß vier oder fünf Mann da zusammenfuhren. Wer das war, konnte niemand feststellen. Sie schienen langsam wie die Schnecken um die Kurven zu kriechen, aber keiner stieg ab, keiner ließ nach, lieber wären sie sofort tot umgefallen.

Dann erfuhr man, es waren Schweizer.

Der blonde Eigenmann, der populärste der schweizerischen Fahrer, führte das kühne Peloton, das geschlossen den Berg eroberte.

Und auch er war außer sich vor Freude, daß er es geschafft hatte.

«Wie ist's drüben mit dem Wetter?» schrie er hoffnungsvoll.

«Noch viel schlechter!» schrie man zurück, «aber ihr habt zehn Minuten Vorsprung.»

Zehn Minuten Vorsprung?

Wer waren die nächsten?

Santos und Dewalter kamen gemeinsam den höllischen Weg hinaufgekeucht. Bei Faido hatten sie sich gefunden und beschlossen, zusammenzuhalten. Der Italiener Val-sangiacomo hatte versucht, mitzukommen, immer wieder hatten andere den Anschluß an die Cracks gesucht, immer wieder hatten sie es aufgeben müssen.

So hatte das Wetter die großen Gegner des Vortages zu Verbündeten gemacht. Gemeinsam wollten sie versuchen, die Spitze wieder zu erreichen, und sie wußten warum. Es war kein Tag für Alleingänger.

Der Belgier de Coster, der den Anschluß an seine Equipe verloren hatte, mußte kurz vor dem Hospiz aufgeben. Er sah schon die letzte Höhe vor sich, zehn Minuten hätte er noch durchhalten müssen, es ging über seine Kraft. Er stand am Wege und winkte den Autos, ihn mitzunehmen.

Er machte nicht einmal den Versuch, zu Fuß weiterzukommen. Als er in den weißen La Salle geklettert war und zwischen Fiore und mir eingeklemmt saß, liefen ihm die Tränen über die Wangen und er schämte sich nicht, zu weinen.

Das Wetter hatte ihn völlig demoralisiert. Er hatte eine eiternde Wunde am Schienbein und war dreimal darauf gestürzt. Das Pflaster hatte nicht gehalten, mit dem Spritzwasser waren Steinchen eingedrungen, da hatte er alles abgerissen.

«Dreimal», schluchzte er, «ah, Madame, das war zu viel. Kein Mensch kann das aushalten, mein Gott, und ich hatte solche Chancen!»

Wie konnte man ihm helfen?

Für ihn war das Rennen verloren, alle Kraft, die er gegeben hatte, war vergeudet, um nichts vergeudet.

Er versank in trübes Schweigen. Manchmal nur, wenn ihn der Frost durchschüttelte, sagte er wieder kläglich wie ein Kind:

(Fortsetzung Seite 1212)

«Und ich hatte solche Chancen!»

Auf dem Gotthard wollten wir ihn absetzen, der La Salle war offen, es pfliff so mörderisch, daß es nicht einmal Sinn hatte, das Verdeck aufzuschlagen. Sicher fand sich jemand mit einer Limousine, der ihn weiter mitnahm. Er weigerte sich.

«Ich muß es sehen», sagte er, «ich will alles sehen können.»

Zwecklos, ihm zuzureden.

Nun sah er's. Ein paar hundert Meter über dem Mäntel waren wir in der Geraden an den Straßenrand gefahren, um das Gros der Fahrer nicht in der Abfahrt zu gefährden.

Da kamen sie. Sie schossen über den Kies, daß ihre Maschinen dröhnten. Unglaublich, was für Stöße die Leuten, die in ihnen das große Vorbild sahen, schrie er mit Tränen in den Augen:

«Sie werden mich für einen Feigling halten!»

Er konnte sich nicht mehr beruhigen. Er war zutiefst erbittert. Seine Niederlage hatte ihn direkt ins Herz getroffen. Er bewachte sich, wie die Helden der Antike sich selbst beweiene, wenn sie geschlagen aus der Schlacht heimkehrten, rührend kindlich und erschütternd zugleich anzusehen.

Fiore sah ihn manchmal verstohlen von der Seite an. Vielleicht konnte sie als Frau einfach nicht verstehen, wie hart es einen Mann traf, wenn er seine Sache verloren sah. Vielleicht hatte sie noch nicht begriffen, wie sehr das Rennen für die Fahrer eine Sache des Herzens war. Vielleicht sah sie auch zum erstenmal im Leben einen Mann, der weinte.

Aber sie mußte fühlen, daß Worte hier nicht helfen konnten.

Das wohl.

Denn sie sagte nichts und nur ihr Gesicht wurde hart. Sie war wortkarg vom Morgen an gewesen und ich konnte ihre Gedanken nicht erraten.

Vielleicht stellte sie sich vor, das gleiche Unglück könne Dewalter treffen. Vielleicht fürchtete sie den ganzen Tag lang insgeheim, er könne irgendwo am Wege stehen und den weißen La Salle erwarten.

Aber Dewalter stand nicht am Wege.

Er hielt es durch, großartiger, als die kühnsten Zeitungspropheten zu weisagen gewagt hatten.

Als wir kurz nach vier Uhr bei strömendem Regen nach Andermatt kamen, wußten wir schon, daß er nur noch sechs Minuten hinter der Gruppe Eigenmann lag. Brang, der nach einer kurzen Pause eben weiterfahren wollte, erzählte es uns.

«Habe keine Ahnung, wie sie's aushalten können», sagte er, «ich sitze im Auto und habe den Schlotter. Der Wettersturz bringt mich noch um. Aber sie fahren, als ob's nichts wäre!»

Er schaute trübsinnig in den Regen.

«Und da gibt's Leute, die behaupten, wir Schweizer wären nicht fähig, uns zu begeistern! Dabei verstopfen die Zuschauer fast die Durchfahrt!»

Wahrhaftig, nicht nur die Fahrer gaben ihr Bestes, auch das Volk ließ sich nicht lumpen. Ganz Uri stand in Sturm und Regen an der Straße, hartete stundenlang geduldig aus und spendete mit seinem Beifall Mut und Zuversicht. Trommler und Pfeifer überlöteten Wind und Wetter. In einem kleinen Schwyzer Flecken bildeten die Turner in ihren dünnen, weißen Kostümen Spalier und harteten geduldig aus, bis der letzte Mann durch war. Einfach rührend, wie alle ihre Teilnahme bewiesen. Man hatte ja davon gelesen, jedes Jahr sollte es so sein, aber erst wenn man es selbst erlebte, nur einen Tag lang, konnte man ermessen, wie es den Fahrern helfen mußte, überall auf Begeisterung zu stoßen.

Am großartigsten war es in Luzern.

Seit Stunden warteten Tausende und aber Tausende in Sechserreihen an der Haldenstraße. Hoch über dem souveränen Volk, das sich die Beine mannhaft in den Leib stand und den Regen nicht scheute, thronten die beauftragten Diener seines Willens, allem Volke sichtbar in ihren schön geschmückten Logen. Und Regierung und Regierte waren eines Sinnes. Jede Nachricht, die aus den heiseren Lautsprechern heulte, steigerte noch das Fieber der Erwartung. Seit dem Gotthard sollte eine schweizerische Equipe das Rennen führen — wenn das wahr war! Als gleichzeitig mit der Bekanntgabe der fast einstündigen Verspätung verkündet wurde, Eigenmann sei noch immer an der Spitze, brach ein markerschütterndes Jubelgeschrei los.

Es überlötete den trommelnden Regen, es flog den Fahrern durch die Kurorte am See voran, der alte Löwe von Luzern hörte es beunruhigt, blinzelte mit seinen steinernen Augen vom Denkmal in den grauen Regenvorhang, und seine alten Ohren erinnerten sich an das bedrohliche Rauschen und Klirren der Sensenmänner in den Tuilerien. Gewohnt, die Zeit nach Dezennien zu messen, dünkte ihn, die Feinde seien gar rasch im An-

marsch, aber mit dem merkwürdigen Sausen konnte er nichts anfangen.

Das war der Wind, der durch die Speichen heulte und sich gegen die Fahrt stemmte. Von Altdorf an versuchte das Gros einen Vorstoß nach dem anderen. Wer sich in der Abfahrt geschont hatte, holte nun das Letzte aus sich heraus. In Gersau, Weggis und Küsnacht sahen die begeisterten Zuschauer das gleiche faszinierende Kampfbild, die Konstellation verschob sich nicht mehr entscheidend.

Eine Schweizergruppe von vier Mann war auf der Flucht vor einer gemischten Equipe aus Belgien und Italienern. Zwischen ihnen fuhren Santos und Dewalter, und dann folgten dem Troß der «wilden» Autos kühne Einzelgänger, die bis zuletzt versuchten, aus dem Gros vorzustoßen.

Die Fahrer hatten den Wettersturz überstanden.

Der schlimmste Tag hatte die wenigsten Opfer gekostet. Nur drei Mann waren auf der Strecke geblieben. Einen Deutschen hatte ein Gabelbruch geworfen. Ein Südfranzose war im Nebel gegen die Teufelsbrücke gefahren, und nur einem Wunder war es zu verdanken, daß er mit einer Gehirnerschütterung davonkam. De Coster mußte noch am gleichen Abend ins Krankenhaus. Wir hielten ihn wie ein Paket, in Decken und Mäntel eingeschlagen, zwischen uns gepreßt, er hatte richtig Schüttelfrost und wir vermuteten eine Blutvergiftung. Es warf ihn wieder hoch, und er klapperte hörbar mit den Zähnen.

Trotzdem bestand er darauf, daß wir erst ans Ziel führen. Er wollte einfach wissen, wer die Etappe gewonnen hatte, und erst als er hörte, Eigenmann sei es gelungen, mit genau sechs Stunden und vierzig Minuten Fahrzeit, durften wir ihn fortbringen.

Nun warteten wir mit ihm in einem stillen Untersuchungszimmer des Krankenhauses. Eine Schwester, die ihn erst mit ihrem alten Madonnen Gesicht anschaut, versucht vergebens, ihn zum Schweigen zu bringen.

«Es ist grandios», sagte er feierlich, «es ist ganz grandios. Sagen Sie ihm, daß ich ihn bewundere, sagen Sie ihm meine Glückwünsche. Wir sind Freunde und er soll wissen, daß ich mich darüber freue.»

Da trug man ihn schon in den Operationssaal. Er winkte uns noch von der Bahre zu und rief mit einem heroischen Versuch, zu scherzen:

«Ich hatte trotzdem eine Chance, Madame! Daß Sie mich auflesen haben!»

Und dann standen Fiore und ich allein in dem hellen Korridor des Krankenhauses, es roch nach Karbol und Weihrauch, und nun wußten wir, daß unsere Wege auseinandergingen.

«Brang fährt nach Zürich», sagte sie freundlich, «ich habe mit ihm gesprochen, wenn du willst, nimm er dich mit. Du willst doch nach Zürich?»

Vielleicht dachte sie, ich werde mich doch noch anders besinnen. Ich konnte nicht mehr zurück.

«Es ist gut so, Fiore», antwortete ich, «es hat ja keinen Zweck mehr für mich. Ich hoffe, daß du mir nicht böse bist.»

Sie sah mich an, als ob sie mir's vom Gesicht ablesen könne, ob sie mir böse sein sollte oder nicht. Dann seufzte sie.

«Nein», sagte sie entschlossen, «nein und nein.»

«Stand das auf meiner Nasenspitze? Die ist eigentlich nicht so groß, daß man dreimal 'nein' darauf schreiben könnte.»

«Leider», sagte sie listig, «sonst hättest du einen besseren Riecher. Aber wir sehen uns eher wieder, als du denkst!»

«Gott behüte mich vor soviel Glück!» sagte ich, und dann merkten wir, daß wir sehr gute Freunde waren. Ich glaube sogar, ich merkte es da zum erstenmal ganz richtig.

Aber gerade darum mußten wir uns jetzt trennen, denn man soll seinen Freunden nicht auf ihren Liebespfaden folgen. Und sie war noch immer auf dem Kriegspfad der Liebe.

«Finde Brang!» sagte ich gebieterisch, «wir laden dann mit vereinten Kräften meine Handtasche um. Damit du zu etwas gut bist.»

«Hältst du mich für sehr unnütz?» fragte sie schnell.

«Für sehr unnütz!» bestätigte ich feierlich, «aber auch das geht mal vorbei!»

So nahmen wir in Frieden Abschied voneinander, sogar schneller, als wir gedacht hatten. Denn Brang, der Allwissende, hatte schon erfahren, daß der weiße La Salle den ausgeschiedenen belgischen Crack ins Krankenhaus gefahren hatte und platzte mitten in unsere kuriosen Abschiedszeremonien.

Er war gekommen, um sich nach de Coster zu erkundigen, aus purer Anständigkeit. Gott weiß, wie er es fertigbrachte, trotz seiner rasenden Arbeit immer noch ein menschliches Gefühl für seine Nächsten zu haben.

«Ich warnte de Coster. Er nahm seine Wunde zu leicht», sagte er, «na, die gelben Mäntel, das führt jedesmal ins Krankenhaus. Eine Schweinerei ist das mit dem Wetter. Ich sage Ihnen, wir kriegen sie nicht mehr im Trikot zu sehen. Wissen Sie auch schon, daß Dewalter keine fünf Minuten eingebüßt hat?»

Ich glaube, diese Mitteilung war für Fiore bestimmt. Aber Fiore war verschwunden.

Wie weggeblasen.

Verdutzt sahen wir uns an.

«Wo ist man in Luzern?» sagte er, schlaue lächelnd, «soviel ich weiß, bei Huguenin, oder?»

«Man weiß», bestätigte ich, «und zum Baden benutzt alle Welt den See. Aber beides dürfte diesmal nicht ganz klappen. Ich fürchte, die himmlischen Behörden haben alle lustigen Nachtfeste für heute abgesagt. Infolge des unerwarteten Hinscheidens unseres lieben Sommers. Fand das Leichenbegängnis nicht schon statt?»

«In gelben Mänteln, in der gelben Farbe des Sommer-todes. Es war eine großartige Zeremonie», sagte Brang, als ob er soeben den letzten Modebericht aus Paris bekommen habe. Er war ein Meister in verzwickten Redensarten.

Dann entdeckten wir mein Kofferchen auf dem Trittbrett des Ford. Es machte mir stumme Vorwürfe. Für eine fröhliche Sommerfahrt in einem weißen La Salle war es gepackt worden. Nun stand's jämmerlich verweint auf dem Trittbrett eines Ford, und schon ging's wieder heim.

Brang fuhr in einen neuen Arbeitstag. Vierundzwanzig Stunden durften die Fahrer rasten. Er nicht. Das Tempo der Zeit war ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er keine Stunde verdrödeln konnte. Der Journalist «pur sang» mußte einfach arbeiten. Dafür fuhr er heim, heim, an den Redaktionstisch.

Und ich — ja, wozu fuhr ich heim?

Fünf Tage lang hatte ich Zeit, darüber nachzudenken, und ich kam doch nicht dazu.

Woran lag das?

Als ich nach einem gescheiterten Versuch, mir den Abend gemächlich zu machen, aus einem unbeschreiblich dummen Filmustspiel heimkam und ganz harmlos und auf nichts Böses gefaßt das Licht einschaltete, erwartete mich Fiore.

Blond und furchtlos und vor jedem Angriff durch ihre merkwürdige Unberührbarkeit geschützt, sah sie mir von der Wand über meinem Schreibtisch entgegen.

Daran lag es.

«Rêve d'amour», das erpresserische Aktbild dieses windigen und begabten Parisers, hatte es meiner braven Aufwartung angetan. Sie hatte sich entschlossen, einen geeigneten Platz dafür zu suchen, die Wand über dem Schreibtisch, die ich bisher stets freigehalten hatte, war ihr passend erschienen, so hatte sie es einfach am Keilrahmen aufgehängt.

Aber sie wußte Kunst und Leben trefflich zu scheiden. Die Brave! Damit mir bewußt werde, daß ihren scharfen Augen nichts entgehen könne, hatte sie mitten auf den Schreibtisch ein Puderdöschen hingestellt, das ihr beim Aufräumen in die Hände gefallen war.

Fiores «make up», couleur rachel soleil!

Ach, das Mädchen Fiore würde es bald wieder sehr benötigen.

Der Sommer war nicht mehr. Von allein bekam die Haut nicht diesen verführerischen Farbton.

Der Regen fiel und fiel, und die kühnen Nomaden, die das Land durchwanderten, trugen gelbe Mäntel. Wie die ersten gelben Blätter, die der Herbststurm von den Bäumen reißt, wirbelten sie über die Straßen, und ein weißer La Salle, Modell 1928, gesteuert von der Besitzerin, Mlle. Fiore Landolt, zuletzt wohnhaft in Neuilly, folgte ihnen.

Man sah ihn in Montreux und Lausanne, in Neuenburg und Bern, in Olten und Basel. Und man raunte sich bald seltsame Dinge über das Mädchen im weißen La Salle zu, das allein die Männer in den gelben Mänteln verfolgte.

Denn sie trugen bis zum letzten Tag die gelben Mäntel. Nichts, rein gar nichts wurde ihnen geschenkt.

Elftes Kapitel:

Georges Dewalter

Georges Dewalter.

Leise in der Nacht war es über ihn gekommen. Der Wind raschelte in trockenen Blättern. Ganz allmählich sah er kleine Sterne über sich erglühen und dann küßte er das Mädchen Fiore und gleichzeitig kam er sich dabei schmutzig und berechnend vor...

So hatte es angefangen.

Dann stand der weiße La Salle am Wege.

Eine irrsinnige Hoffnung war in seinem Herzen aufgewacht, aber am Abend lag er fiebernd auf seinem Bett und war bis ins Innerste zerrissen. Angst und Hoffnung zerrissen ihn. Er sagte: «Dabei kenne ich sie ja erst seit gestern», und dann schwieg er beinahe andächtig, als ob er einer wunderbaren, zauberhaften Musik lausche.

Ah, die heiße Hölle vom San Bernardino hatte ihm nichts anhaben können. «Vielleicht ist's eher zu Ende, als ihr alle denkt!» hatte er gesagt und keiner hatte verstanden, was er damit meinte.

Souper bei Bianchi.

Er trug weiße Schuhe, einen weißen Filzhut, Fiore war natürlich auch in Weiß, und das ließ sie beide noch strahlender erscheinen.

Zuckend fuhren die Blitze vom Himmel. Das Mädchen Fiore schrie vor Furcht. Er hielt sie im Arm, als ob er sie schützen könne und stammelte: «Ich liebe dich, ich liebe dich...»

Noch einmal war die Angst über ihn gekommen, es sei nur ein Traum. Und es war auch nur ein Traum.

Ein Traum, der in Erfüllung ging.

Nein, er kam sich nicht mehr schmutzig und berechnend vor.

«Ich liebe dich», sagte er.

«Ich liebe dich», kam es zurück, und das war das Lied ihrer Herzen geworden.

Der Sommer war nicht mehr.

Sturm und Regen pflüht über die Straßen und trieben die Fahrer in ihren gelben Oeltuchmänteln wie nasse Blätter vor sich her.

Aber einmal war auch das zu Ende.

Eine grüne Fahne stand am Wege, eine grüne Hoffnungsfahne, und der Tag endete unter einem weißen Band, auf dem ein zauberhaftes Märchenwort stand: Ziel.

Viermal noch sollte er das weiße Band über der Straße sehen. Viermal noch trat er zum Start an und kümmerte sich nicht um fragende Blicke. Er sah sie nicht einmal.

Er war Georges Dewalter, dem ein Traum erfüllt werden sollte.

Fiore.

Nur sie sah er.

Der weiße La Salle stand nahe beim Ziel. Jeden Abend.

Er führte ihn schnell fort.

Manchmal traf Paul ihn noch, während er sich zum Essen umkleidete.

«Paul, du kümmerst dich um alles...»

Er hatte den dicken Paul so gern. Ein so braver, lieber Kerl.

«Ja, Georges, natürlich... Georges...»

«Paul?»

«Nichts, Georges... nichts... hm, die Kette...»

«Schon gut, schau nach. Gute Nacht, Paul.»

«Bonne nuit, mon vieux!»

Er sah nicht mehr die besorgten Blicke des guten, dicken Paul.

Wie heulte der Wind in dieser Nacht!

Er tobte aus dem bösen Wetterloch von Flügeln über den See. Er schwenkte die nassen Kronen der angstvoll knirschenden Bäume. Ganze Hekatomben peitschenden Regens trieb er gegen die zitternde Erde. Aber alles das sah Georges Dewalter nicht.

Er soupierte mit Fiore.

Nicht bei Huguenin. Im Hotel. Auf dem Zimmer.

Im Kamin brannte ein Feuer aus krachenden Buchenscheiten. Leise servierte ein alter Kellner...

«Wünschen die Herrschaften noch Kaffee?»

«Danke, gern. Sie können dann gehen.» — — — —

Immer war es das gleiche.

In Lausanne. Da war Georges Vierter geworden.

In Bern. Noch einmal hatte er den gelben Trikot des Leaders erobert.

«Es war sehr schwer», sagte er, «ich hatte auch Glück dabei.»

Und Fiore lächelte.

«Liebende haben immer Glück», sagte sie leise, «ach Georges...»

«Fiore...»

Manchmal sah sie ihn so unsicher an.

«Warum verreisen wir nicht schon heute?» klagte sie,

«Georges, freust du dich denn darauf?»

Er lachte nur und dann war sie seiner wieder gewiß.

«Wenn es zu Ende ist, Fiore, wenn es zu Ende ist...»

«Es sind noch zwei Tage bis dahin...»

«Noch zwei Tage», sagte er und blieb fest.

Es war schwer für ihn.

In dieser Nacht wagte er nicht einmal, ihre Hand zu berühren.

(Fortsetzung folgt)

MEHR ALS SEIFE... EIN SCHÖNHEITSMITTEL!



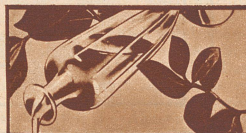
«WELCH WUNDERBARER TEINT, JOHANNA!»



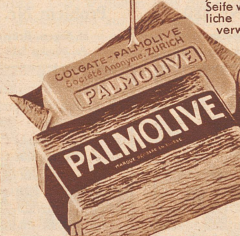
«WIE HÖBSCH DU BIST, MUTTI!»



«ALLE WERDEN MEINE SEIDENWEICHE HAUT BEWUNDERN!»



Für die Herstellung eines jeden Stückes Palmolive-Seife wird diese beträchtliche Menge Olivenöl verwendet!



50

Rp.

das Stück

In der Schweiz hergestellt
COLGATE-PALMOLIVE A. G., TALSTRASSE 15, ZÜRICH

Palmolive hat solch eine wunderbare Wirkung auf meine Haut. Ihre Zusammensetzung weicht grundtätlich von anderen Seifen ab. Sie basiert auf kosmetischen Ölen, unter Beimischung von Oliven- und Palmölen, die seit Kleopatras Zeiten von berühmten Schönheiten benutzt werden, um den Teint weich und rein zu erhalten.

Als vorsichtige Mutter habe ich von Anfang an auf richtige Hautpflege bei meinen Kindern geachtet. Ich wollte ihnen die natürliche Reinheit ihrer Haut erhalten. Mein Arzt riet mir, Palmolive zu benutzen: „Ihr reicher Olivenschäum ist ideal, um empfindliche Haut zu reinigen und zu schützen.“

Palmolive kostet so wenig, daß Millionen Frauen ihre Wirkung nicht nur ihrer Gesichtshaut, sondern ihrem ganzen Körper zugute kommen lassen. Mein tägliches Bad ist ein Schönheitsbad geworden, welches mich wirklich verjüngt. Kaufen Sie noch heute drei Stück Palmolive-Seife. Sie werden den Erfolg bewundern.

Mutti,
ah, wie weich!



Schon das kleine Kind merkt, daß
Schafroth-Woldecken

etwas ganz Besonderes sind. Die feine Wolle und die tadellose Verarbeitung machen Schafroth-Woldecken mit dem Siegel „Rotes Schaf“
mollig, weich und warm



Siegel

Schafroth-Woldecken werden von den einschlägigen Geschäften geführt.



Wer sie sieht
freut sich

denn sie sind schöner
und vorteilhafter als je
.....die neuen Stoffe in
Seide, Wolle & Samt
von

SEIDEN-GRIEDER

Das Spezialhaus für Qualitätsstoffe
Paradeplatz/Zürich Tel. 32.750

Verlangen Sie unsere reichhaltigen Musterkollektionen unter Angabe des Zwecks

Vogue- & Ullstein-Schnittmuster

GRIEDER & CIE